

## Aus Briefen an Johann Philipp Becker.

Von

Reinhold Kuegg.

### III.

Aus Becker's Papiereu läßt sich kein Nachtrag zu den gefühlvollen Beschreibungen von Lassalle's letzten Tagen holen. Es liegen nur zwei recht dürftige Meliquien vor:

Erstens ein abgerissener blauer Fegen, auf den Lassalle nach der Unterredung, welche Rüstow und Dr. Gaente mit Helene von Dönnitzes gepflogen, die Worte hinzwarf:

„Herrn Richard Wagner,  
Starnberg bei München.

Habe wegen absoluter Unwürdigkeit\*) der Person selbst verzichtet. Besten Dank für guten Willen; nichts mehr thun.

Lassalle.“

Also das Original des bekannten Telegramms!

Zweitens ein Brief, auf dessen Kontort steht:

Mademoiselle Helene.

„Man wird gebeten, ein regu über diesen Brief auszustellen.“

Darunter hat Becker geschrieben:

„Diesen Brief von Lassalle, welcher nicht bestellbar war, habe ich erst heute den 8. März 1886 eröffnet.

F. Ph. B.“

Ist das Billet auch belanglos, soll es gleichwohl hier folgen.

„Donnerstag 2 Uhr, Brief Nr. 3.

Ich habe Dir heut nach 10 Uhr einen Brief geschickt, enthaltend noch einen Brief an Deinen Vater und einen an Deine Mutter. Um 1 Uhr war man bei Dir und sagte dann mir, daß man den Brief

nicht habe bestellen können, weil Du eingeschlossen seiest. Ich gebe Auftrag es nochmals zu versuchen und ihn im Notfall Deiner Mutter einzuhändigen.

Außer jenem Briefe habe ich einen zweiten — der gegenwärtige ist der dritte — heut geschrieben, der aber noch unbestellt (er soll zur Kontrolle auf anderem Wege gehen) vor mir liegt und den ich Dir wahrscheinlich später zukommen lassen werde als diesen dritten. Der zweite ist länger, wichtiger als dieser, durch den ich nur fühlen will, ob der Weg sicher ist. Für jeden Brief mußt Du mir sofort durch den Ueberbringer eine Quittung von Deiner Hand zu schicken suchen, sonst nehme ich stets an, daß der Brief untergegangen ist. Unbegreiflich, daß Du mir noch nicht die Kammerjungfer geschickt hast, daß auch die Dir dekant macht. Was fürchtet sie? Wenn Dein Vater sie forsjagt, werden wir sie zu uns nehmen und reich zu entschädigen wissen.

Meine Liebe wächst freundlich. Ich lebe nicht, es ist ein fortgesetztes Sterben, bloß durch die konvulsische Gewisheit erträglich, daß ich Dich erringen werde. Zwingt mich Dein Vater zu einem Kampf auf Leben und Tod, nun wohl, es wird nicht meine Schuld sein, was da eintritt. Baue auf mich, mehne Geduld, mehnen Willen, glaube nichts, was man Dir sagen wird, auch nicht das, wovon man Dich scheinbar überzeugt. Dein F. B.“

... Die triftigsten Einwände gegen das Duell waren nutzlos; sie prallten an Lassalle's Starrsinn ab. Becker hatte gethan, was die Vernunft ihn thun geheißen, er brauchte sich nichts vorzuwerfen. Lassalle's Witte, ihm mit Rüstow zu sekundieren, lehnte er als prinzipieller Gegner

\*) Statt Unwürdigkeit hat er zuerst „Verworfenheit“ sagen wollen; das halb ausgeschiedene Wort ist durchgestrichen.

des Zweikampfes ab und suchte noch zuletzt durch die Auswahl der Waffen einen harmlosen Ausgang des „albernen Handels“ herbeizuführen.

Als die Kugel des „Ballachen“ ihr Ziel erreichte und die Stunden qualvoller Aufregung endlich vorüber schienen, bekam der Alte erst recht mit der Gräfin von Hatzfeld zu schaffen. Er soll ihr bei ihrem Nachwerk beistehen, soll sich mit ihr erheben gegen „die elenden Zerklenerer“ Lassalle's. Sie schmeichelt, sie fleht, sie drängt, sie beschwört, sie krallt sich förmlich an ihn. Ganze Zeiten der acht, zehn und mehr Seiten zählenden schwarzgeränderten Briefe sind kaum zu entziffern, weil die Feder wie rasend über das Blatt hin fährt, und doch den wilden Gedanken nicht zu folgen vermag. Ich habe beim Lesen zuweilen ein Grauen empfunden; mir war als grünte der helle Bahndiweg aus diesen Schriftzügen, als höre ich keuchen und spüre einen heißen, glühenden Athem. Mitten in ruhigeren Erörterungen und scharfsinnigen, oft geistvollen Aperçus über Personen und Dinge, reißt der Faden plötzlich, die veraltete Wuth bricht wieder durch und umnebelt die Bestimmung.

Ich beschränke mich auf die Reproduktion von einzelnen wenigen Parteeen und denke, daß man die Reserve begreift.

Die Gräfin redet sich ein, die schweizerischen Behörden müssen und werden Makowiz, der in ihren Augen ein „gemeiner hinterlistiger Mörder“ ist, ergreifen und bestrafen und Becker soll sorgen, daß dies ohne Verzug geschehe. „Wenn man sogleich des Morgens ganz früh die Villa Düniges von Polizei umstellen läßt, vorzüglich nach der Wasserseite, daß er nicht entkommen kann“, schreibt sie unterm 11. September, „findet man ihn sicher bei der Durchsuchung des Hauses. Düniges kann sich der Durchsuchung nicht widersetzen, denn er hat in Genf für seine Wohnung kein diplomatisches Privilegium zu reklamiren. Man muß sich auch vorsehen, daß er nicht durch das Haus Baucher entwischt . . . Ich muß Rache haben, sonst sterbe ich. Um Gotteswillen, die Verhaftung von Makowiz muß angeordnet werden . . . Sorgen Sie mit aller Strenge,

daß Photograph und Bildhauer keine Kopie von Bild und Maske abgeben, auch nicht für die Familie — für die am allerwenigsten — es ist mein Eigenthum!“ Auf die Familie Lassalle's ist sie nämlich schlecht zu sprechen; diese Leute seien wie Harpien ins Haus gefallen und hätten Alles fortgeschleppt. Holtzof sei darob wüthend, doch habe man dies Klündern nicht hindern können, weil das Testament noch fehle. „Ich sterbe, wenn ich dieses Gefindel nicht los werde!“

Unterm 15. Oktober meldet sie, Bernhard Becker theile ihre Ansicht, daß Makowiz aufgegriffen werden müsse und habe ihr geschrieben: „Schändlich würde es sein, wenn der Mörder Lassalle's die Helene von Düniges, jene verruchte Person, sogar noch heirathen könnte. Ein solcher Akt wäre das Infamste, was uns passiren könnte.“

„Ich sterbe“, läßt sie sich unmittelbar darauf wieder hören, „ich sterbe, wenn der Mörder entrimt. Ich verzeihe mir nie, daß ich zu dumm und unthätig war, Lassalle zu retten und dann nicht einmal ihn zu rächen verstand.“ Sie giebt das Signalement von Makowiz, hebt als besonderes Kennzeichen hervor, er habe Finnen im Gesicht und winnert dann weiter: „Ueber Becker, denken Sie, daß Sie mir das Leben retten, mir den einzig möglichen Trost zu verschaffen im Stande sind. Telegraphiren Sie sofort, wenn Sie erfahren haben, daß die Requisition nach München abgeht: La chose est faite ici.“ Mistow habe ausdrücklich erklärt, Makowiz müsse diesen Schuß besonders eingelübt haben, derselbe sei „gegen den Comment, ein Saufschuß“. Und hieran reihen sich Verwünschungen über die „Creatur“, welche ein so frebles Spiel mit Lassalle getrieben.

Am 20. Oktober wendet sie sich telegraphisch an Becker; es sei absolut nöthig, daß der schweizerische Bundesrath rasch seinen Vertreter in Berlin anweise, beim preussischen Ministerium auf Unterstützung des in München gestellten Begehrens um Auslieferung zu dringen, weil Lassalle preussischer Unterthan gewesen; in München scheinen sich Schwierigkeiten zu ergeben.

„Ich vertraue, daß der Conseil fédéral auf seiner Forderung besteht“, lautet ein zweites Telegramm vom 27. Oktober, „sonst ist Alles verloren. Genemnisse in München, wo diplomatische Erledigung beabsichtigt wird.“

Und noch im Dezember ist sie weit davon entfernt, mit ihren Bemühungen inne zu halten; sie vermag es nun einmal nicht zu fassen, daß Helene's „brauner sünstiger Page“ ungezügelt bleibe. Sie habe, erzählt sie in einer endlosen Epistel, mit Bismarck über die Angelegenheit verkehrt und ihm angedeutet, die Festnahme könnte in Paris sehr leicht bewerkstelligt werden; sie glaubt, „er werde sein bestes thun“. So dürfte, war der Schluß, Becker nicht rasten und darauf dringen, daß in Paris Reklamationen erhoben werden; sie habe dort einen Sohn und einen Neffen, der Militärbevollmächtigter; die Weiden werden das ihrige nicht versäumen; „dann erwischt man ihn und ich erlebe noch die Letzte für mich mögliche Freude.“

„Ich habe“, fügt sie am Schlusse hinzu, „eine zweite Eingabe an Bismarck gemacht, zu fordern, daß alle preussischen Gesandten, speziell der Pariser, angewiesen werden, auf die Auslieferung hinzuwirken; und ich habe ihn auch eröffnet, daß ich nach Paris geschrieben, Photographie und Signalement hingeschickt habe, auf daß man ihn durch die geheime Polizei suchen lasse.“

Taub für jede Belehrung, unerbittlich wie Shylock, kommt sie immer wieder auf einzelne Punkte zurück. Man behandle sie, klagt sie später von Zürich aus — (es ist Mistow gemeint) — als eine „Märriu“, nenne ihr Treiben unsinnig und höhne sie: „Glaubt denn Mistow, daß ich diesen Nakowik nur so laufen, ihn auf dem frischen Grabe Lassalle's eine schauderhafte Hochzeit feiern lassen werde? So ganz ungedenkbar ist seine Auslieferung auch nicht gewesen und an jedem anderen Orte als München wäre sie gelungen. Könnte ich denn den Ministernwechsel voraussehen, — voraussehen, daß von der Pforden und von der Lamm, frühere Freunde von Odmitzes aus Ruher kommen?“ Sie beharrt darauf, daß ein gemetnes Ver-

brechen stattgefunden; „die Freunde von Nakowik rühmen von ihm, daß er mit der Pistole den Vogel im Flug herunterschleße; also hat Lassalle nur als Scheibe vor ihm gestanden; Jener hat diesen mit völliger Sicherheit und Absicht gemordet“. Auch auf ihre „scharfe Eingabe“ an Bismarck spielt sie noch mehrmal an; sie habe eine höfliche Antwort erhalten und außerdem erfahren, daß Bismarck geneigt war, sie zu unterstützen . . .

Das von Lassalle am 27. August 1864 verfaßte Testament enthielt folgenden Passus: „Meine sämtlichen Briefschaften und Papiere vermache ich der Gräfin. Die gelehrten und schriftstellerischen Aufsätze und Notizen soll sie an L. Bucher aushändigen. Das Eigenthum an allen meinen schriftstellerischen und gelehrten Werken vermache ich Bucher. Mein sämtliches Silbergeschirr soll zwischen meiner Mutter und der Gräfin gleich getheilt werden . . .“

Die Gräfin hätte wohl am liebsten eine Kirche zur ewigen Anbetung Lassalle's erbaut. Das ging nicht an und ihr Trachten war nun, ihm ein prunkhaftes literarisches Denkmal zu errichten. Sie wandte sich an Bucher, der sich wirklich herbeiletz, aber nicht über die Einleitung hinauskam, weil die Gräfin wärmere Farbentöne verlangte. Es wurde nun bei Marx angeklopft — natürlich umsonst. Darauf übernahm der von Lassalle testamentarisch zum Führer seines Vereins ernannte Bernhard Becker die Mission; seine Leistung genügte der Dame, die in der Broschüre sich selbst vertheidigt und glorifiziert wissen wollte, ebenfalls nicht und er fiel in Ungnade. Als auch Klebknecht die ihm zugemuthete Rolle ablehnte, vollendete die Gräfin selber die Schrift, welche auch darnach ausfiel. Es wäre ein pikantes Kapitel hierüber zu liefern.

Eine Welle hindurch ertrug es Becker, der Gräfin Vertrauen zu genießen. Wenn er sie berichtigt und widerlegt, geschieht es mit einer Höflichkeit, welche — auf Momente — die empörte Fluth besänftigte. Ein Beweis sind folgende Zeilen eines Schreibens:

„. . . Ja, wenn Sie hergekommen wären, wir hätten uns sicherlich verstan-

digt, obgleich ich vielleicht erstinnig bin in Allen was Lassalle betrifft, obgleich ich sein armes unglückliches Haupt so gerne mit einem Glorienschein umgäbe; glauben Sie denn nicht, daß ich nur zu tief fühle, wie groß seine Verdienste gewesen, wie sehr er sich an der mir gelobten Freundschaft versündigt hat. Als er noch lebte, habe ich es ihm härter, schonungsloser gesagt als alle Andern. . . .“

Gleich darauf fällt sie aber wieder über Jene her, welche Lassalle's Andenken nicht heilig halten, ihr den Respekt versagen, nicht blindlings gehorchen. Sie „verblutet vor Schmerz“ und möchte das Dasein abwerfen. Mann set sie „unter Lassalle's Schutz in den Hafen der Ruhe eingekehrt“, werde dieses Glück in Scherben zerstückeln. An ihr nage „ein steter Krümmen, daß sie das Schreckliche nicht verhilte, ihn nicht genugsam vor sich selbst geschützt habe“. Nun, „da der Löwe todt, will Jeder den Staub an sich reissen“. Bernhard Becker ist „ein toll gewordener Strohhopf von grausigem Desorganisations-talent“, hat keine Ahnung von den Intentionen Lassalle's! „Dieser wollte durchaus die Annexion von Schleswig-Holstein, er war mit seiner ganzen Kraft für die Resolution des Vereines eingestanden, daß Bismarck verpflichtet sei, die Herzogthümer zu annexiren gegen den Willen Oesterreichs und der übrigen Staaten. Das waren seine eigenen Worte und er war fest entschlossen, am 25. September diese Resolution in Hamburg durchzusetzen. Er nannte diese Annexion seine letzte Hoffnung, einen Druck auf die Ereignisse auszuüben.“

Sie schimpft auf Liebknecht, auf Dothar Bucher, welcher Lassalle's Papiere verstimmt habe, auf Georg Herwegh und — dessen Frau. Lassalle habe „in seiner Gutmüthigkeit Herwegh aus tiefster Vergessenheit hervorgeholt“. . . . „Gott bewahre den allgemeinen Arbeiterverein vor seiner Leitung; seine politischen Bezüge stehen eigentlich noch auf dem Standpunkt von 1848, von individualen, polizeilicher Freiheit — Freiheit für Jeden, seinen eigenen individuellen Nutzen zu meken und darnach zu handeln.

Ein Standpunkt, welcher der ganzen Richtung Lassalle's entgegen war. Lassalle beschränkte die Sphäre der individuellen Freiheit und hielt das Bezogensein des Individuums auf die Allgemeinheit an den Staat, wie er dem Begriff nach sein sollte, für das Höchste. Darum sein Grauen vor den amerikanischen Zuständen, die, wie er sagte, noch nicht einmal zur Idee des Staates durchgedrungen; die Amerikaner wären nur eine Gesellschaft von Individuen und dies stände dem Begriff nach unter dem Königthum, das, auch in seiner schlechtesten Form, doch schon die Idee der Hingabe des Einzelnen an das Allgemeine repräsentire.“

Mary erzieht endlich auch sein Theil ab: „Als politischer Antipode intriguirte er unablässig gegen Lassalle, um dessen Erbschaft anzutreten.“ „Er ist seit 1859 Lassalle's Erbfeind — aber kein großer Mann und nur am Rhein bekannt; gelehrt, aber kein Volkslehrer; „was hat er bis jetzt im Exil vollbracht?“ Und dann apostrophirt sie den Alten: „Lieber Becker! Sie sind unbewußt zu Mary, zu dessen Ideen, zu dessen dezentralisirenden und auflösenden republikanischen Tendenzen übergegangen, wegen derer, ihre Unmöglichkeit einsehend, Lassalle sich von ihm trennte.“

Ihre Ahnung betrog sie nicht. Der liebe Becker hatte wohl Lassalle's Talent bewundert, doch unter der Gemeinde, welche sich bei der Nennung von Lassalle's Namen demuthvoll verneigte, nahm er nicht Platz. Das war ihm zu dumm und die Gräfin gab ihn auf.

Im Jahre 1863 empfing der Alte ein Schreiben von Bernhard Becker, worin ihm schmeichelhaftes Lob für den der Arbeiterfrage gekleideten tapferen Wetstand ausgedrückt war; Meister Bernhard — er ist seit dem Erscheinen seines grotesken Buches über die Pariser Commune völlig verschollen! — erinnerte auch den Philipp daran, daß er unter ihm in Baden gesochten. Aufrichtig gemeint war das übrigens kaum. In der ersten Auflage seiner „Reaktion in Deutschland gegen die Revolution von 1849“ war Philipp

Becker wegwerfend „ein zum Bourgeois aufgeregter früherer Stirtenbinder“ genannt, „der ein guter Wärmer, aber ein ganz schlechter Führer“ war, und dieser läppische Ausspruch wanderte 1868 in zweite, 1873 sogar in die dritte Auflage hinüber. Der so Gescholtene grämte sich indessen nicht sonderlich; er „legte es zum Uebrigen“ und trat im Interesse der sozialistischen Angelegenheit 1865 mit Bernhard in Korrespondenz. Dieser meldete ihm unterm 9. März, er sei mit der Gräfin auseinander; er habe sich geweidert, ihr Strohmann zu sein und kein Schützenregiment zulassen wollen: „Der Bruch zwischen mir und ihr vollzog sich gründlich, als sie mit Bismarck vereinbart hatte, daß der Verein eine Resolution für die Annexion der Elbherzogthümer an Preußen annehmen müsse“; die „liebe Sophie“ fange nachgerade mit aller Welt Handel an. Fünf Tage drauf schickt er eine Rechtfertigung:

„Hinsichtlich des ‚Sozialdemokrat‘ sind Sie getäuscht worden. Die Gründung des ‚Sozialdemokrat‘ unter der gegenwärtigen Leitung ist nicht meine Schuld; Bassalle hat es so eingeleitet. . . Die Artikel über Bismarck, worüber die *Altiague Marx* so viel Geschrei in den Fortschrittshäutern erhob, ging nicht über das Maß des Erlaubten hinaus; sie waren wahr und durch die Taktik geboten. Sie waren ganz im Sinne Bassalle's, welcher an vielen Orten ähnlich gesprochen hat. So sagte er im Arbeiterverein von Barmen: „Und wenn wir Flintenschiffe mit Herrn von Bismarck wechselten, so würde es die Gerechtigkeit erfordern, noch während der Salben einzugestehen: er ist ein Mann, — Jene aber sind alte Weiber. Hat der ‚Sozialdemokrat‘ etwa mehr gesagt und arbeitet nicht Bismarck fortwährend, ohne es zu wollen, für die Arbeiterrevolution?“

\* \* \*

Die Artikel, von denen hier die Rede, waren das Signal zu äußerst gereizten Debatten, zu giftigem Zank und Vorgängen, welche an diesem Orte nicht näher berührt werden können. *Nirows* und

*Georg Herwegh* nahmen Theil an der Polemik.

Als junger preussischer Lieutenant nach der Schweiz entflohen, hatte sich *Nirows* in einer zürcherischen Gemeinde eingebürgert und die wissenschaftliche Thätigkeit, die er entfaltete, verschaffte ihm einen europäischen Namen. Die Regierung von Zürich verlieh ihm gleich das Majors-Brevet; er avancirte rasch und bekleidete in den Sechziger Jahren den Rang eines Oberst-Brigadiers. Auf die Gestaltung des schweizerischen Wehrwesens wirkte *Nirows* sehr anregend ein; manche der von anderer Seite nachmals vorgebrachten und weiter entwickelten Gedanken waren bei ihm entlehnt. Daß sein Einfluß nicht weit fruchtbarer war und er die Position nicht gewann, die ihm, dem genialen Theoretiker, gebührt hätte (er strebte nach einer Professur der Kriegswissenschaft an eidgenössischen Polytechnikum), war bedauerlich, — um so beklagenswerther als er selbst sich den Weg verlegte. Das Bewußtsein der Ueberlegenheit glich in seinen rücksichtslosen Aeußerungen nur allzusehr der Arroganz und ein in zweifacher Hinsicht sich manifestirender, nach der Kaiserrieche der Synismus, von dem er, trotz ehrlichsten Zuredens der Freunde nicht lassen mochte, bot Vorwand und Ursache zu seiner Zurücksetzung.

Die Schweiz war auch für *Nirows* nicht der rechte Boden. Er bedurfte einer größeren Bühne, wo er in Kontakt und Wettbewerb mit Kapazitäten gleichen oder ähnlichen Ranges stand, Anregung empfing und unmittelbarer Kritik ausgesetzt war. An Weidern gebrach es ihm in dem kleinen Lande. In der Einsamkeit seiner Studirstube zuletzt aufs Biel- und Nachschreiben angewiesen, ward er immer einseitiger, Mißmuth und Aerger fraßen ihm am Herz und im Sommer 1878 trieb ihn die Verzweiflung zum Selbstmord. . .

Er hatte anlässlich der Bassalle'schen Duell-Affaire unterm 24. August 1864 an Herrn von Dümiges ein Schreiben gerichtet, in welchem er unter Anderem sagte: „Die Gesellschaft stellt mir einmal Bedingungen, thue sie das mit Recht oder mit Unrecht; Form und Sitte sind

in meinen Augen Dinge, über die man ungestraft sich umso weniger hinwegsetzt, je höher man steht.“ In seinem eigenen Leben verachtete er leider diese Weisheit.

Niüstow huldigte einem Radikalismus schärfster Tonart; er war, was damals der Pfiffker unter einem „Rothem“ verstand. In seiner Haut wohnte jedoch ein passionierter Militär, durch welchen der Radikal zettweilig in's Gedränge kam. Ob Niüstow auch in ehrlicher Absicht seinen Namen auf die sozialdemokratische Liste setzte, — sozialdemokratisch war sein Denken nicht, sondern revolutionär und eine kriegerische Kampagne besaß für ihn unendlich mehr Reiz als der Gang der Arbeiterbewegung. Der Militär von Beruf ist mit seiner Phantasie doch stets da, wo „die Plüte schließt und der Säbel haut“; er liebt die Gewalt und die freizeithlichen Instinkte treten im entscheidenden Momente zurück.

Als der französischen Kammer 1848 ein Dekret vorgelegt wurde, welches die Exekutivgewalt dem General Cavaignac verlieh, erklärte sich einzig der Deputierte Charles Beslay — der Alterspräsident der Konvokation von 1871 — gegen diese Maßregel. „Warum haben Sie denn gegen mich votirt?“ fragte Cavaignac nach der Sitzung den ihm wohlbekanntesten Bretonen. „Herr General“, entgegnete dieser lächelnd, „ich habe nichts gegen Ihre Person einzuwenden; aber Soldaten sind gefährlich in der Politik und ich stimme grundsätzlich immer gegen dieselben.“

„Und warum?“

„Ueber Kollege, weil die Soldaten in letzter Instanz nie für die Freiheit sind.“

„Sie haben Recht!“ antwortete Cavaignac nach einigen Zögern . . .

Unmittelbar nach dem Tode Lassalle's wendet sich Niüstow wiederholt an den mit ihm auf kameradschaftlichem Fuße stehenden Becker. Von Basel aus, — bis dorthin hatte er die Leiche des Gefallenen begleitet — schreibt er am 10. September 1864, er sei von der Gräfin Hagfeld bringend gebeten worden, Becker zu ersuchen, er möge den Wallachen, diesen Mörder, ohne mildernde Umstände verhaften

lassen. Desein Auftrage reihen sich rasch weitere an. Bald berichtet er, die Geldtasche Lassalle's sammt Papieren sei in Zürich aufgefunden und vom Wirth im „Züricher Hof“ an die Polizei abgegeben worden; die Gräfin wünsche diese Papiere heraus zu kriegen. Die alte Lassalle — ich unterdrücke den beigefügten despektirlichen Titel — bestreite die Nichtigkeit des in Genf deponirten Testaments und dadurch erwachsen widrige Scherereien. Er ist darob verstimmt, zumal er für seine beträchtlichen Auslagen noch nicht gedeckt ist und als ihm, als die erste Auszahlung des Legates endlich erfolgt, gleich 300 Thaler Erbschaftsteuer abgezogen werden\*), wettert er. Auch die „Sophie“ bereitet ihm mit der „Verhimmelung“ Lassalle's „und der dummen Erfindung, daß dieser die Helene gar nicht geliebt habe“, Verdruß: „... Von der Gräfin Hagfeld viele Briefe — wenn auch nur ein einziger vernünftiger darunter wäre. Nichts davon. Sie scheint mich im Wesentlichen als eine Straßennacke zu betrachten, an welche sie ihre Traueraffichen klebt. Auf Fragen erhalte ich nie Antworten, dagegen eine Masse Aufträge, die am nächsten Morgen widerrufen werden. Sie schreibt mir, die Leute in Berlin halten sie für verrückt, was mich nach meinen Erfahrungen nicht wundert. Ich habe sie gewiß lieb. Aber ich begreife nicht, wie ein Mensch das aushalten soll, der sie nicht sehr lieb hat . . . In dem allgemeinen deutschen Arbeiterverein stinkt es offenbar. Meinen Namen als den eines Mitarbeiters am „Sozialdemokrat“

\*) Das Testament enthielt folgende Bestimmung: „Ich vermache dem Oberst Wilhelm Niüstow in Zürich eine jährliche Rente von achthundert Thalern. Diese soll ihm bis zum Jahre 1870 inkl. ausgerichtet werden, wenn in diesem Jahre mein Antheil an der Dividende der Breslauer Gasaktiengesellschaft erlöschen sollte. Sollte aber, wie ich nicht zweifle, im prozessualischem Wege die Fortdauer meines Anspruchs entschieden werden, oder im Wege des Vergleichs ein Aequivalent meinen Rechtsnachfolgern gezahlt werden, so soll diese Rente an Niüstow lebenslänglich gezahlt werden.“ Meines Wissens blieb die Rente bald nach 1870 aus.

herzugeben entschloß ich mich nur auf dringendes Verlangen der Gräfin.“ Er sowohl als Herwegh sagten sich im Februar 1865 von dem Blatte feierlich los. „Ich habe“, versichert Nitzow, „der Gräfin neu-lich geschrieben, wenn erst eine Frau den allgemeinen Arbeiterverein halten müsse, dann sei es besser, daß er auseinander falle, als Quark. Darauf schickte sie mir einen drei Bogen langen Schimpfbrief.“

Im Mai 1865 spricht er die Vermuthung aus, die Gräfin sei „geistig gestört“ und bemerkt:

„Für die Erhaltung des „Nordstern“ kann wirklich Herwegh ebensowenig thun, als ich. Wir sind hier in Zürich die beiden Einzigen, die wirklich für Sozialdemokraten gelten können. Alle Andern sind nur Schattierungen der „Felleisen“-Partei und die Arbeiter befinden sich in deren Händen. Was ist da anzufangen? Wir beide würden ja beispielsweise gerne jeden Monat einen mäßigen Betrag steuern, damit der „Nordstern“ sich zu halten vermag. Aber was will das sagen den Behörden eines Journals gegenüber, das nicht bloß erhalten, sondern erweitert werden sollte? Und andere Leute hier dafür zu interessieren ist eine absolute Unmöglichkeit. Ich glaube, es giebt auf Gottes Erde in dieser Beziehung kein schlechteres Nest als Zürich...“

Ob die Skapotte, welche die deutsche Polizei sich über das „Züricher Nest“ erstatten ließ, mit dieser Auffassung harmonirten?

Sehr interessant lautet eine Auslassung vom 25. September. Erst kommt er auf die „Lassalle-Geschichte in Genf“ zurück, bei der seine Gesundheit Schaden genommen; er habe dabei pekuniäre Einbuße erlitten, und das Ende vom Liede seien Gemeinbeiten, mit denen man ihn überhäufe. Dann springt er über zu dem Thema von den Gelüsten der Hagfeld, den Arbeiterverein als Spielball zu benutzen:

„... Nur keine Diktatur; ich habe dies Lassalle schon 1863 erklärt. Nützlich und dann vielleicht auch nothwendig kam die Diktatur — nota bene nicht die erste beste — nur für kurze Zeit der ange-spanntesten Aktion sein. Eine solche Zeit

war die nicht, in der Lassalle den allgemeinen deutschen Arbeiterverein gründete und er künftige sich darüber gründlich. Mit dem Eintritt der Krisis in der Schleswig-Holstein'schen Frage sah er dies selber ein — mit einem Male schwand seine „Nothwendigkeit“. Diese Nothwendigkeit war schließlich keine andere als die, daß Bismarck aus Zorn über die Fortschrittlere das allgemeine Stimmrecht oktroyiren werde, was dann als ein eklatanter augenblicklicher Sieg des Arbeitervereins anzuschreiben und anzubenten war. An welchem Faden hängen alle solche Rechnungen! Mein Streit mit Lassalle drehte sich 1863 wesentlich darum, daß man beim Verfechten von großen Prinzipien keine kleinen Nothmitteln in den Kalkül ziehen dürfe. Ich bin der Meinung, alle Politik der „linken“ und „rothen“ Parteien krankte gerade daran, daß diese wähnen, eine Aktion anschließend in ihrem Sinne herbeiführen zu können. Sie würden zehnmal intensiver wirken, wenn sie vorerst nur die Debatte organisirten und die Geister so vorbereiteten, daß die Bewegung, sei sie wie immer erzeugt, Elemente ihres, des rothen Willens in sich aufzunehmen gezwungen wäre. Gewiß, die rothe Aktionspartei darf keine „Staatsmänner“ haben. Das Feld der „Staatsmännerei“ sind die Kompromisse. Andere Parteien mögen mit Kompromissen umgehen, die rothe kann es nicht...“

Den nächsten Brief empfängt Becker im Juni 1866:

„So geht Alles bei diesen Deutschen. Wie können Sie, lieber Alter, da Volksbewaffnungsbefehle fassen? Bismarck hat Recht. Seien wir froh, wenn er die Dinge in Fluß bringt. Wenn dem Bourgeois seine Dividenden ausgehen, wenn der biedere Arbeiter gar keinen Verdienst mehr hat, dann — ja dann, aber auch nur dann ist Hoffnung. Bis dahin wimmern alle Wiederer über den Bruderkrieg mit Mrausfallerakalla. Denn bis dahin bleibt die Devise immer noch: Fiant actii (das heißt die Aktien) et dividenda, pereat mundus. Ich bin immer krank. Ein Feldzug thäte mir gut...“

Untern 7. Juni 1867 meldet er, Herwegh wolle in Baden-Baden, es sei nicht ganz unmöglich, daß er nach Berlin überfiedle . . . „Die Hatzfeld setzt ihre Stärkereien mit ungeschwächten Kräften fort.“

Sehr unwillig ist Müstow im Januar 1868:

„Nach Genf wäre ich im September gerne gekommen, um den alten Garibaldi zu sprechen und ihn womöglich zum Aufschub seines Römerzuges zu bereden, für welchen, wie ich bestimmt wußte, der Moment so schlecht wie nur möglich gewählt war. Allein ich fürchtete mich davor, mit dem *salva venia* Friedenskongress irgend in Verührung gebracht zu werden. Abgesehen davon, daß ich nicht zu begreifen vermag, was die Demokratie mit dem Frieden zu schaffen hat, ward es mir förmlich bunt vor den Augen, als ich aus den Ankündigungen ersah, daß dort in Genf der gesättigte Bourgeois, welcher den Frieden quoad *même* will, mit dem kroatischen Revolutionskomödianten, der freilich auch den Frieden — für sich liebt, in demselben Schafstall zusammen kommen sollte, wobei die wenigen vernünftigen Leute, die dabei sein mochten, jedenfalls zu nichts Vernünftigem gelangen konnten.

„Welches neugeborene Kameel hat es denn nun schon für nöthig gehalten, in den „Vereinigten Staaten von Europa“ über Mazzini herzufallen? Diese Unverschämtheit eines grünen Jungen in einem Blatt, welches Anspruch darauf erhebt, ein revolutionäres zu sein, haben Sie mir lange nicht genug gerieben. Mazzini war am 1. September auf der Durchreise nach Lugano bei mir. Er hatte anfänglich Lust, sein Wegbleiben von Genf mit seinem Gesundheitszustand zu entschuldigen; ich redete ihm indessen zu, die Wahrheit rund heraus zu sagen, wie er es denn auch richtig gethan hat.“

Und am Ausgang des Jahres schreibt er:

„Wegen der Uebersetzung mehrerer meiner militärischen Schriften, die dort betrieben wird, war ich Ende September und Anfangs Oktober vier Wochen in Paris und hatte Gelegenheit, ziemlich tief in die politischen Karten zu schauen. Louis hat

jedenfalls gar keine Lust zum Kriege. Die Kriegspartei ist zusammengeschrumpft, dagegen ist der alte französische Revolutionsgeist in beständigen Wachsen . . .“

. . . Als ich Becker 1882 in Genf besuchte, war ich nicht wenig überrascht von ihm zu erfahren, daß er in der letzten Woche des Aprils von 1871 mit Müstow angelegentlich — auch mündlich — konferirt hatte. Die Kommune von Paris knauelte sich, da ihr die Offensive nicht gelangen, mehr und mehr zusammen, — Ordre, Contre-ordre, Désordre! — Ihr Fall war gewiß und gewiß war nicht minder, daß die wüthende Reaction mit dem tödtlichen Streich auf die Kommune auch die Republik zu treffen und zu vernichten hoffte. Wie diese schreckliche Gefahr verhüten? Eine Schilderhebung im Süden Frankreichs, wo einige revolutionäre Centren vorhanden waren, konnte die Operationen in Versailles stören, gewisse Anschläge kreuzen und vereiteln. Man unterhandelte mit Becker, daß er ein Kommando übernehme und stellte ihm auch verhältnismäßig ansehnliche Fonds zur Disposition, worauf er Müstow um Rath anging und eilig nach Zürich reifte, um mit ihm einen Plan zu entwerfen. Doch Alles war schon zu spät und verpakt; die Truppen von Versailles hatten Paris genommen, die Tricolore wehte dort und Thiers ließ den Ueberlaß vornehmen. Wahrscheinlich hätte die geplante Rebellion auch nichts gefruchtet und Becker wäre es ähnlich, nur viel übler ergangen als Garibaldi. Da ich für die Kommune-Literatur mich interessirte, versprach er mir die Papiere über diese sehr geheim gehaltene und von der Presse nie erwähnte kurze „Episode“ anzustellen. Er vergaß es, und wurde von mir nie daran gemahnt. Ich bin erstaunt, daß sie im Nachlaß fehlen . . .

Grüßen wir noch Müstow's Züricher Genossen Georg Herwegh. Er hatte 1843, während seines ersten Aufenthaltes in der Schweiz, als württembergischer Deserteur das Bürgerrecht in dem radikalen Kanton Baselland erworben — ihre ich nicht durch Becker's Vermittelung! — doch halfs ihm wenig, daß er ein Eidgenosse geworden. Zürich wies den jungen Poeten, dessen

Nihilismus — das Wort war damals im Schwanng — den Konservativen staatsgefährlich ersahen, aus und Professor Dr. Bluntzschli motivierte im Großen Rath die Ausweisung mit einer salbungsvollen liberalen Rede. Herwegh begab sich nach Frankreich, kehrte in den fünfziger Jahren nach dem etwas gastlicher gewordenen Zürich zurück und lebte dort, bis ihn mißliche ökonomische Umstände bewogen, in Baden-Baden sich niederzulassen. Dort hat er sich zum Sterben niedergelegt, nachdem er verordnet, daß seine Leiche in republikanische Erde gelegt werden solle. Er ruht auf dem Friedhof bei Vestal. Dem Grabe des Sängers einen würdigen Schmuck zu verleihen, haben sich weder Deutsche noch Schweizer zu entschließen vermögen. Der „Lebendige“, dessen Gedichte einst das Entzücken der Freigeistigen Deutschlands waren und der in Strophen von unverwiltlicher Schönheit die Schweiz besungen:

Wieder bin ich Dein geworden!  
Wieder glänzt ihr, stolze Finnen,  
Jeden Abend, jeden Morgen,  
Frische Rosen um die Stirnen;  
Land der Sehnsucht, ob auch eitel  
Manch ein Sklave mit Dir prahlt,  
Weißt Du doch der treueste Spiegel  
Der die Freiheit wiederstrahlt.

er ist der Ehre nicht theilhaftig geworden, die man Geringern spendete. Er war ein „Protestant“, der auch dann noch protestierte, als des Sieges Fanfaren schmetternd erklangen; er hat nicht kapituliert, und Nichts verzeiht die brave Welt schwerer als unbeugsame Grundsätzlichkeit.

Als 1877, nach seinem Tode, die „Neuen Gedichte“ — leider ohne die dazu verheißene biographische Skizze — erschienen, wurden sie stumm und kühl, ja unter mitleidigem Achselzucken aufgenommen; „Herzen, die sonst heiß gewalt“, waren erkaltet und die Jugend, die zu Haus und in der Schule zur Verbengung vor den Mächterfolgen erzogen worden, las „Solches“ nicht.

Allerdings griff der Poet nur selten und nicht mehr so voll in die Satten wie ehemals; der Gang der Zeit und seines

eigenen Lebens hatten ungünstig auf die Produktion eingewirkt, und eine milde, gallige Verbrossenheit in ihm erzeugt. Aus dem Prologe für die Festvorstellung im Züricher Stadttheater bei der Schillerfeier im November 1859 rauschte noch der „Flügeltschlag einer freien Seele“ und auch bei anderen Anlässen klang sein Sattenpiel mit alter Macht; meist aber verlegte er sich auf die Satyre und es waren scharfe Pfeile, die er versandte.

Herwegh und Mistow waren eheliche Kameraden; unglücklicher Weise förderten sie sich in ihrer Isolation einzig in einer Bitterkeit, die beiden schadete . . .

Den Haß der Gräfin Hayfied, welchen der oben mitgetheilte Brief an Becker bekundet, hatte sich Herwegh dadurch zugezogen, daß er sie nicht als sozialistische Gnadenmutter anerkennen wollte. In Frau Herwegh hatte die Gräfin aus Berlin telegraphirt:

„Hier große Versammlung. Lassalle selbst hat mich vertheidigt. Unwiderlegliche Beweise. In Allem gerechtfertigt. Mühnung. Enttäuschung. Antrag: Becker, Schweizer als Lügner, Bekennender und unheilbar Verriuchte auszuschließen. Sophie.“

„Der Telegraph wird nun“, scherzte Herwegh in einem Schreiben an Becker, „zweifelsohne die Nachricht verbreiten, daß Lassalle gar nicht gestorben ist . . . Uebrigens soll in den rekonstruirten Verein keine Frau, die Hayfied so wenig als eine zweite, drein reden.“

Im März 1865 veranlaßt ihn die ihm durch das „Schuhpuzerblatt“ (der „Sozialdemokrat“) widerfahrne Beschimpfung zum sofortigen Austritt:

„Ich werde erklären, als Freund Lassalle's sei ich jeden Moment bereit, in einen nach seinem Sinn organisirten Verein wieder einzutreten; einstweilen aber müßte ich dafür danken, einer Sozietät anzugehören, welche den „Sozialdemokrat“ zu ihrem Organe hat . . . Wir sind in sehr schlechte Gesellschaft gerathen, mein lieber Freund, und müssen uns jetzt Sottisen von Menschen gefallen lassen, bei denen man von Einem nicht weiß, woher er kommt — ich meine das Mädchen aus der Fremde, den Herrn von

Hofftetten — und von dem Andern, dem S., nicht, wohin er geht, außer —“

Herwegh verabschiedete sich von der Gesellschaft, nahm Partei für Marx und Engels und schrieb unterm 24. März seinem Becker:

„Kassale war mehr sehr lieber Freund, aber ein sehr schlechter Menschenkenner. Er hat in einer seiner ersten Arbeiterbroschüren ja auch dem Schulze-Delitzsch „die Hand gedrückt“ und sich dabei die Finger verbrannt. Wahrscheinlich wäre ihm auch Bismarck früher oder später zum „alten Weibe“ eingekuschelt, wenn der Minister sich auf die Seite der Fortschrittler gegen uns gestellt hätte.

„Welchen kolossalen Mistun haben die Brüder Straubinger in Barmen entwickelt: „Die Vorschläge der preussischen Regierung abwarten für die Verbesserung der Lage der arbeitenden Klasse“ — zu der oder jener Verbesserung im preussischen Staate ist die Weltbewegung eingeschrumpt?? Zur radikalen Umgestaltung der Gesellschaft durch eine Aenderung der bisherigen Produktionsweise soll die preussische Regierung das allgemeine direkte Wahlrecht offeriren? Sie wird es vielleicht offeriren, aber in einer Form, das es nur zu napoleonischen Experimenten dienen wird. Faul, faul, wo man die Geschichte auch aufpassen mag.“

Den französischen Revolutionären war Herwegh bis 1871 sehr nahe gestanden; eins mit ihnen im Abscheu vor Louis Napoleon, widmete er diesem Verse von ausgesuchter Bosheit. Er hielt die scharlachroth webelinden Herren für überzeugte Sozialisten und war erstaunt, sie plötzlich in mattem Blau zu sehen. Boff Unmuth ruft er bei diesem Anblick aus: „Ich warte mit Schmerzen auf die Rückkehr des Dezembermanns, um das Versailleser Gefindel los zu werden, die Blancs und Nothens — herunter bis zu Louis Blanc, denn auch von der Linksten ist einer erdärmlischer als der andere . . . Die Parteilstellung hat bei uns sich merkwürdig geklärt. Wir auf der einen Seite, die ganze bürgerliche Opposition mit der Reaktion Arm in Arm uns gegenüber, wider uns. Ich bin zufrieden.“

Sein Letztes (9. Oktober 1871) an Becker lautet: „Für heute möchte ich von Ihnen wissen, ob ich auf der Liste der Internationale noch als Ehrenkorrespondent figurire und wie ich meiner Pflicht als solcher in Zukunft besser nachkommen könnte, denn an mündlicher Propaganda für den Bund habe ich es zu keiner Zeit und an keinem Orte fehlen lassen.“

\* \* \*

Guter der Treuesten unter Becker's Getreuen war Schilh. Advokat in Köln betheiligte er sich 1848 und 49 an den revolutionären Ereignissen, und ward, da er preussischer Landwehroffizier gewesen, zum Tode verurtheilt; er floh nach der Schweiz, begab sich nach Paris, nahm seinen ursprünglichen Beruf wieder auf und schlug sich ehrenhaft durch — oft kümmerlich genug. Er hatte, als im Sommer 1870 die Deutschen ausgetrieben wurden, schon gepackt. Die Intervention eines hervorragenden Republikaners ermöglichte ihm zu bleiben. Mit einer Empfehlung von Becker ausgerüstet, sprach ich im April 1871 bei ihm vor. Er kränkelte; die während der Belagerung auszustandenen Entbehrungen hatten ihm zugesetzt. Hunger und Kälte hätten ihn ungleich minder betrübt, verscherte er mir, als der giftige Chauvinismus, der plötzlich bei jenen Franzosen aufküngelte, deren zweites Wort sonst die Soldarttat der Völker gewesen. Diesen jähen Umschlag, diese häßliche Verleugnung der Prinzipien konnte er den Parisern nicht verzeihen, er wollte die Beobachtungen, welche er gemacht, in einer Broschüre darstellen und Thaten und Phrasen unerbittlich abwägen. Von dieser Absicht unterrichtete er auch Becker, doch kam er nicht zur Realisirung. Sein Gesundheitszustand verschlimmerte sich; kaum vermochte er seinen beruflichen Geschäften noch obzuliegen. Im November 1875 traf bei Becker ein Billet folgenden Inhalts ein: „Mein lieber Becker! Ich sandte Dir vor zwei Wochen einen langen Brief; wenn Du darauf antworten willst, so thue es bald, ich pfeife auf dem letzten Loch.“ Wenige Tage darauf erlöste ihn der Allerbarmer

Tod von seinen Leiden. Schilly hatte sich nie in die vorberen Reihen gedrängt, um so zäher dagegen seinen Posten verteidigt; in grundsätzlichen Dingen ließ er den Spatz nicht zu. Andere blieben mit Resignation auf 1848 zurück, — er griffte fort, ihn wunnte das erlittene Mißgeschick und noch 1869 wünscht er einen Dichter, „der den in Baden erschoffenen Max Dortu aus dem Grabe heraufbeschwöre“.

Von Achtundvierzigern, die mit Becker korrespondierten, seien nur noch der badische Diktator Almand Gögg und Friedrich Beust genannt. Becker und die Marxisten überhaupt belustigten sich oft über den harmlosen Bourgeois-Republicanismus des badischen Exdiktators; seine brave, wohlmeinende Gesinnung ließen sie unangefochten. Beust, ein ehemaliger preussischer Offizier, gründete in Zürich eine heute noch blühende Erziehungsanstalt. Er sandte Becker ab und zu Aufschluß über Wandel und Handel der deutschen Republikaner in Zürich, lobte sein tapferes Aussharren, verwahrte sich aber rund und festerlich gegen den in dem „Vorboten“ proklamirten Kommunismus und 1870 ging ihm die Parteinahme für die französische Republik zu weit. Die demokratischen Doktrinen der Franzosen können wohl schön, hinderten aber das Fortwuchern einer bürokratischen Brutalität durchaus nicht; die Böhlen-Affaire sei schändlich, doch erinnere er sich, daß Willrich und Borkheim 1849 mit der Kette um den Hals an das Pferd des Gensdarmen gefesselt durch Frankreich transportirt wurden — unter der Republik!

Die „République honnête et modérée“ von 1849 hatte wirklich sich angestrengt, die Republik zu diskreditiren. Sie kleidete erst ihre Wächter der Ordnung in lange Carbonari-Mäntel und spitze Hüte; dann fielen im Mai 1849 plötzlich die Banditenmäntel und Tyrolerhüte und die alte, den Parfern arg verhasste königliche Schnüffel-Uniform, die man an dem denkwürdigen 24. Februar in die Kumpelkammer geworfen glaubte, tauchte wieder auf, als ob man das Volk

beruhigen wollte, daß die ehrwürdige Fuchtel nicht verschwunden sei.

Am Beust'schen Institut wirkte dazumal jener Dr. Ladendorf, den die preussische Reaktion hart zu treffen wußte. Der Berliner Gymnasiallehrer Gercke, ein unbescholtener lothaler Untertan mit etwas wirren demokratischen Ideen, bemühte sich Männer für eine Verehigung zu werben, welche beim Ausbruch der großen kommunistischen Revolution — auf welche man rechnete! — die Leitung übernehmen und Ausschreitungen verhüten sollten. Johann Jakoby, an den sich Gercke wandte, lachte ob dieses kindischen Vorhabens und in Berlin waren es nur ein halbes Duzend Personen, die auf den Plan eingingen; unter diesen war der Lehrer Dr. Ladendorf. Diese arglosen und gutmüthigen „Politiker“, welche der rothen Revolution ja nur die Hörner und Zähne ausbrechen wollten, fielen einem Spitzel in die Klauen, der richtig ein „Komplot“ stiftete und das Resultat war ein Hochverrathsprozess. Gercke, Falkenthal und Ladendorf wurden je zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt. Bereits in der Untersuchungshaft, die über anderthalb Jahre gedauert, versiel Ladendorf dem Wahnsinn; durch einen Gnadenakt des Prinzregenten ward ihm ein Theil der Strafe erlassen. Weil das Vaterland für ihn keine Anstellung hatte, rief ihn Beust zu sich nach Zürich. Er entfaltete hier viel Eifer im Dienste der deutschen Arbeitervereine, übernahm mit Goegg die Redaktion des „Felleisen“ und trat auch in Beziehungen zu Becker. Mehr noch als der Kaiserismus war ihm der Kommunismus zuwider; die kommunistischen Besehlüsse des Basler Kongresses indignirten ihn aufs höchste und er gab seinen Unmuth in drohlicher Weise kund. Nach 1870 überkam den gebrochenern Mann das Heimweh; er kehrte nach Berlin zurück und starb dort vor wenigen Jahren, nachdem er abermals viel Ungemach ausgestanden.

Neben den traurigen Erinnerungen heraufbeschwörenden Ladendorf'schen Briefen habe ich ein Packet anderer, die ein dreifacher zwischen Geuf und Zürich hin und her pendelnder Literat an Becker richtet;

ausgestoßen aus der sozialdemokratischen Verbindung naht er dem Alten immer wieder mit Bethenerungen seiner Aufschuld, untermischt mit frivolen Witzeleien. „Sie haben ihn nach dem vollen Werth taxirt“, schrieb Müstow an Becker, „als Sie ihn einen Generalfeldzeugmeister aller ‚Vilgen‘ nannten. Dieser Generalfeldzeugmeister ist heute, wie mich Kürschner's Schriftsteller-Verzeichniß belehrt, Chefredakteur einer sehr ehrenwerthen liberalen Zeitung der Habsburgischen Monarchie. Lassen wir ihn der Ordnung, die bedarf solcher Gehilfen.“

\* \* \*

Als der Inhalt von Becker's Truhe auf meinen Tisch ausgeschüttet wurde — die Briefe zählten nach Hunderten — wiederholte ich unwillkürlich jene Frage aus Freiligrath's „Zwischen den Farben“:

„Ob aus verlorren Lehren,  
Ob aus verweh'ter Streu

Nicht etwa noch mit Ehren,  
Ein Strauß zu binden sei?  
Ob nicht aus Korn und Mohn  
Noch eine bunte Krone  
Werth, daß man ihrer schone,  
Sich sammeln lasse still und treu?“

Ich sammelte Blüten und Lehren und wenn kein voller Strauß, keine bunte Krone daraus geworden, so bitte ich zu erwägen, daß verschiedene Umstände das Binden erschwert haben. Viele Passagen aus einer Zeit, der wir, der namentlich die Jüngeren sehr ferne geworden, wären ohne Kommentar dunkel, ja unverständlich, und zu begleitenden ausführlichen Noten gebracht es schon an dem Raume; — dann kam die Rücksicht auf noch Lebende und daß manche gelassen hingeworfene Aeußerung ausgemerzt werden mußte, wird Niemand bezweifeln. Flüchtlingsleben — dorniges Leben — und scharfe, stechende Dornen sind auch in Flüchtlingsbriefen.

## S e l b s t h i l f e .

Die Schlagworte „Selbsthilfe“ und „Staatshilfe“ werden heute in Deutschland nicht mehr so häufig gebraucht wie vor zwei Jahrzehnten; sie sind veraltet. Die Situation, der sie entsprangen, ist überwunden; der Gegensatz, den sie bezeichneten, ist im Grunde genommen derselbe geblieben, aber er äußert sich in anderer Weise.

Das Schlagwort von der „Selbsthilfe“, der man dann die „Staatshilfe“ gegenüberstellte, war von vorne herein unglücklich gewählt, unglücklich wenigstens vom Standpunkte derjenigen, die Klarheit und Deutlichkeit lieben; sehr geschickt dagegen von einem Standpunkte, dem es galt, die Arbeiterklasse über die wahre Situation zu täuschen. In der That, was konnte einer aufstrebenden Klasse, wie der Arbeiterklasse mehr zusagen, als die Anschauung, daß es ihr aus eigener Kraft gelingen werde, sich zu emanzipiren? Und

nichts mußte als größere Illusion erscheinen, als die Ansicht, daß der Staat sich plöblich seines „natürlichen“ Berufes erinnere und sich zum Anwalt der „Schwachen“ aufwerfen werde.

In Wirklichkeit freilich proklamirte gerade die Richtung, die man mit dem Worte „Staatshilfe“ charakterisirte, die Nothwendigkeit der energischsten Form der Selbsthilfe, des Kampfes, des Klassenkampfes der Arbeiterklasse auf ökonomischem und politischem Gebiete. Mit der Forderung der „Staatshilfe“ sprach man nicht die Erwartung aus, daß der Staat die Arbeiterklasse der Nothwendigkeit dieses Kampfes entheben werde, sondern die Ueberzeugung, daß jeder Klassenkampf ein politischer Kampf werden müsse, ein Kampf um die Macht im Staate, die im Klasseninteresse zu verwenden sei.

Die Anhänger der „Selbsthilfe“ dagegen predigten die Enthaltung vom